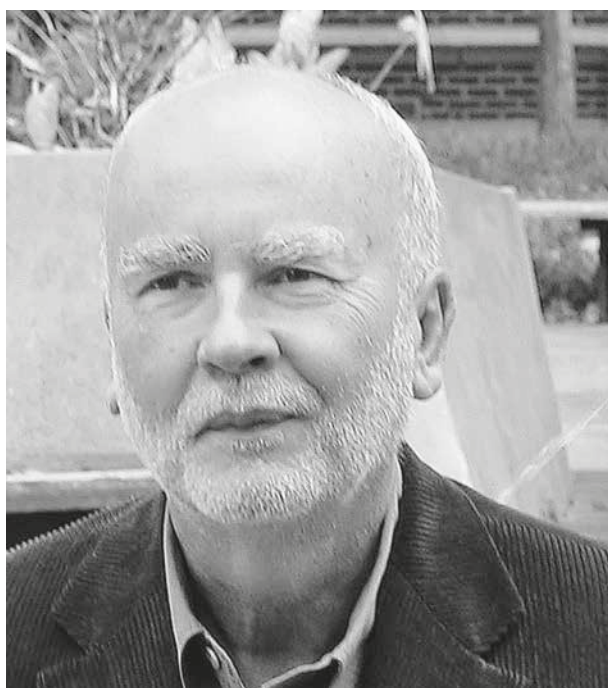


## GEDENKWORTE

ADAM ZAGAJEWSKI

21. JUNI 1945 – 21. MÄRZ 2021



Gedenkworte für  
ADAM ZAGAJEWSKI

von

Durs Grünbein

---

Das war ein trauriger Tag für die Poesie, als Adam Zagajewski, plötzlich und unerwartet und viel zu früh für seine Verehrer in aller Welt, starb. Es war ein Sonntag in Rom Ende März, als die Nachricht mich wie ein Stromschlag traf.

Das konnte nicht sein, das war inakzeptabel. Hatten wir uns nicht vor wenigen Wochen erst verabschiedet mit dem Versprechen, uns wiederzusehen, um den Gesprächsfaden demnächst wieder aufzunehmen? Das war in Warschau nach einer Preisverleihung mit anschließendem Abendessen. Ich erinnere mich an das Funkeln unter den buschigen Augenbrauen, das mir signalisierte: Alles ist gut, solange man einander liest und weiß, daß der andere da ist. So selten wie uns auch sahen, die Verbindung war nie gestört, man achtete aufeinander. Kein Graben, kulturell oder altersbedingt, man kam sofort in derselben Höhle zusammen, das konnte ein Restaurant sein oder ein Rundfunkstudio, und traf sich in den Pausen, wenn man allein war, *backstage*. Das Verbindende waren Legenden, die wir uns erzählten, Anekdoten aus dem Wolfsjahrhundert, dem zwanzigsten, es ging nur darum, wer den anderen mit einem Sarkasmus übertraf. Das Los der Dichter unter dem Druck der Konformität, der

kollektiven Ideologien in Ost und West, war oft unser Thema. Wir wußten, daß das nur wenige die Prüfung bestanden hatten, daß es nur wenige Einzelne waren, die bedingungslos ihrem Stern gefolgt waren. Das mörderische zwanzigste Jahrhundert hatte Millionen übel mitgespielt, nicht nur denen, die das Wort auf die Goldwaage legten, unseren Helden. Aber die Dichter, die Philosophen und ihre meist traurigen Biographien – Ossip Mandelstam, Simone Weil, Jakob van Hoddis, Marina Zwetajewa, um nur einige zu nennen, waren die Brücke, auf der wir uns trafen, eine Art Glienicker Brücke über den Fluß des Vergessens, auf der die Helden ausgetauscht wurden und endlich passieren konnten.

Die Linie unseres fortwährenden Dialoges verbindet Orte wie Berlin, Krakau, Turin, Neapel, New York oder ein Dorf in den Schweizer Bergen – Orte, an denen wir uns begegneten oder auch verfehlten, das hing mit den Veranstaltern zusammen. Adam Zagajewski war ein höflicher Mensch, er hätte nie eine eigene Hotelsuite gebucht, um die Nacht mit Freunden durchzumachen, so wie wir, die Jüngeren damals. Ich umgekehrt wäre gern dageigewesen in seinen Nächten mit Zbigniew Herbert, den er bis an das Sterbelager begleitete, zwei freie Geister. Aber die Wege des Ostens und die des Westens verliefen nun einmal getrennt, so sehr die Texte, die oft schneller reisten als ihre Autoren, die Eingeweihten unter den Lesern verbanden.

Unsere Begegnungen waren immer unvorhersehbar, geheimnisvoll wie die von Geheimagenten, die wußten, daß sie sich auf unsicherem, durch einen welthistorischen Zufall eben erst wiedergewonnenen Terrain bewegten.

Einmal trafen wir uns an einem sonnigen Septembertag in Berlin auf der Kantstraße, und es war, als hätten wir uns nie aus den Augen verloren. Dieses Sichtreibenlassen durch die geliebten Großstädte war etwas, woran wir einander erkannten, im Gedicht wie im Leben – die Existenzform von Eindruckssammlern, die ihr Schreiben aus Alltagsimpressionen sehr langsam, zeilenweise entwickelten und dabei wußten, daß sie eigentlich nirgendwohin gehörten. Daß sie so

gut wie nichts wissen und, nach einer These Adam Zagajewskis, als Dichter immer Vorsokratiker bleiben, Leute, die einzelne Metaphern notieren, mehr aber auch nicht. »Ich bin nur ein Tourist in der sichtbaren Welt«, heißt es bei ihm. »Einer von tausend Schatten, die durch / die großen Hallen der Flughäfen ziehen«.

Ich bin in der einzigartig mißlichen Situation, Worte zur Einführung eines neuen Ordenmitglieds zu sprechen, die zugleich Worte des Abschieds, der Trauer um einen Verstorbenen sind. So war das alles nicht gedacht, so hatten wir nicht gewettet: Daß eine Würdigungsrede sich in einen Nachruf verwandeln sollte.

Adam Zagajewski wurde in Lemberg geboren, 1945, kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, der Europas Landkarte für immer verändern sollte. Der Hitler-Stalin-Pakt und die damit geheim vereinbarte Besetzung Ostpolens 1939 hatte aus Lwów eine Stadt in der Ukrainischen Sowjetrepublik gemacht, damals als das große Länderverschachern begann. Nach Kriegsende wurde die polnischstämmige Bevölkerung aus der alten k. u. k. Hochburg vertrieben. So wurde auch er mit seinen Eltern deportiert, mit wenig mehr als was sie am Leib trugen, nach Gliwice ins ehemalige Oberschlesien, wo die einen Polnisch sprachen, die anderen Deutsch – »nur das Weinen war kosmopolitisch«, wie es in seinem Gedicht *Erde* heißt.

Nach Gleiwitz also, dorthin, wo der Krieg seinen Anfang nahm mit dem inszenierten Überfall auf einen deutschen Sender.

Das Rätsel der Herkunft war der Ausgangspunkt seiner lebenslangen Recherche, einer ganz eigensinnigen Suche nach der verlorenen Zeit, dem verheerten Raum. In seinen Gedichten fuhren die unterirdischen Züge noch immer durch das Jahrhundert, zeilenweise sammelte er die vergessenen Augenblicke. Über die harten Urteile der Völkergeographie hat er in seinen Essays und Gedichten oft meditiert, mit unendlicher Milde, ein Pole, den der Vielvölkerraum und die kurrenten Sprachen in ihm geprägt haben. Er sprach fließend Deutsch, sein bedachtes, sanft moduliertes Deutsch bleibt mir unvergeßlich, es klingt nach wie die Melodie eines besseren, freundlicheren Europa, das wir beide wollten.

Unter dieser besonderen Sprachenkonstellation (Polnisch, Russisch und Deutsch) aufgewachsen, konnte er übergangslos von Thomas Mann zu Ossip Mandelstam springen, von Mickiewicz und Lesmian zu Paul Celan. Daß er Psychologie und Philosophie studiert hat, ist seinen Versen anzumerken. Sie kommen immer wieder auf philosophische Grundfragen zurück.

Das sogenannte lyrische Ich, eine Instanz, die er gern ironisch quittierte, war sich dabei selbst immer analytisch auf der Spur, wurde eher in Nebensätzen abgehandelt, in Klammern gesetzt und tauchte nur auf, wenn es nötig war, um den Beobachterstandpunkt knapp zu markieren. »Ich sitze auf einer Bank am Ufer des trägen Flusses«. In dem Gedicht »Juli« heißt es weiter: »Die Seelen begegnen sich fast nie, / die Körper kämpfen im Schutz der Dunkelheit.«

Was er schrieb, war Gedankenlyrik, aber eine, die gesättigt war von genauen Details, den scheinbaren Nebensächlichkeiten und den zarten Momenten des Lebens. Manchmal steigerten sie sich zu einem nüchternen Rausch, konnten das Heraklitische Feuer eines Maigartens feiern.

Aber eigentlich war er mißtrauisch gegen jede Abstraktion, im permanenten Aufstand, einem höflichen Aufstand, gegen die großen Erzählungen. Sein Programm hat er, der allen programmatischen Verlautbarungen abhold war, einmal auf die vorsichtige Formel gebracht: »Mystik für Anfänger«. Typisch, daß ihn ein Zufall auf den Gedanken brachte. Ein Deutscher saß da in einem Städtchen in der Toskana auf einer Kaffeehausterrasse und las ein Buch mit besagtem Titel. Von da aus schwingt sich die Reflexion hinauf in den Himmel, im Stil eines Klavierimpromptus wie von Chopin, streift die Schwalben, die Reiher in den Reisfeldern, die Olivenbäume und kleinen Hügel, auch die Autobahn, und kommt zum Schluß auf das Beginnen zurück, die Situation des Studenten, die ihm vertraut war, den Einführungslehrgang und die Vorbereitungen zu einem Examen, das verschoben wurde, »auf später«.

Daran war seine Dichtung immer sofort erkennbar: Sie fing meistens am Nullpunkt an, gleichsam bei der Erschaffung der Welt, bei



der Kindheit oder der Stunde des Todes, am sokratischen Punkt des Nichtwissens. Es scheint, als sei Sokrates, der athenische Hüter der Vernunft, sein ständiger Begleiter gewesen. Dieser ewige Beginn, das Zurück zum Ausgangspunkt, verschaffte ihm die überraschendsten Einsichten. »Die Lebenden leben so leichtsinnig, so sorglos / daß die Verstorbenen nur noch staunen. / Sie lachen traurig und rufen: ach, Kinder, / wir waren genauso, genauso.«

Nie hat er sich wichtiger genommen als seine Mitmenschen, die Landschaften, in denen er unterwegs war, zu Fuß, wie es sich für einen Dichter gehört, die Objekte, an die sich seine Erinnerungen knüpften auf dem langen Weg zwischen Heimat und Exil. Aus dem *inbetween*, diesen Schwebezuständen zwischen Körper und Seele, Ich und Du, damals und heute, dem Diesseits und dem Jenseits, hat er seine ganz eigene Poetik entwickelt. Auf die Funken, die sich an den Übergangsstellen entzündeten, konnte man sich bei ihm verlassen. Er war dicht an der Vorstellung vom Elementargedicht, an dem man das ganze Leben lang schreibt. Den Stoff lieferten ihm Reisen, Gemälde, Musikstücke, aber auch Begegnungen mit Menschen und Büchern, die langen Nachmittage, in denen so gut wie nichts geschah. Und er wußte, wohin das alles führen würde, in irgendeine unbekannte Gedichtanthologie in der Zukunft, die einer durchblättert und erkennt: »Frühere Dichter lebten, sangen in mir.«

Zahlreich sind die großen und kleinen Offenbarungen in seinem Werk. Äußerlich Elegien, sind seine Gedichte vom Verlangen nach dem schönen Augenblick geprägt, den seltenen Momenten von Erleuchtung im mörderischen Marathon der Geschichte. Man hört eine Stimme, die sich wie in Briefform mitteilt, als wäre der Leser da draußen ein Intimus, den man seit langem kennt. Mit dieser Kühnheit einfachen Redens ist er ein würdiger Vertreter der polnischen Renaissance moderner Lyrik geworden, weltweit bekannt geworden mit Vertretern wie Czesław Miłosz, Zbigniew Herbert, Ewa Lipska und Wisława Szymborska, darunter zwei Nobelpreisträger. Kein Wunder, daß auch Adam Zagajewski, wie man hörte, zuletzt an der Stockholmer Börse notiert war.

Anfang der siebziger Jahre ist er einer der Dichter der sogenannten »Neuen Welle«, er mischt bei verschiedenen Zeitschriften mit. Als einer der Unterzeichner des »Briefes der 59« (1975) und Mitglied der KOR (Komitee zur Verteidigung der Arbeiter), einem Vorläufer der *Solidarność*, erhielt er bald Publikationsverbot. Das war seine Chance, die Geschichte hatte Größeres mit ihm vor. Von nun an gehörte er zu dem kleinen und noblen Zirkel derer, für die das Schreiben die einzige Heimat war. Er wurde zum Ausgestoßenen der Systeme, im Osten verfehmt, im Westen von keinem erwartet, ganz auf sich gestellt. Exilant, aber keiner derjenigen, die mit Blitzlichtgewittern empfangen wurden. Sein Fortgehen war im Westen von keinem Tremolo begleitet, wie es Solschenizyn und als letzter der Begnadeten Joseph Brodsky erlebt hatten. In Paris, Amsterdam, Venedig, in Europas mittelalterlichen Städten konnte er in Ruhe als Heimatloser über das Menschsein auf diesem Erdball der Vertriebenen nachdenken. Konnte sein Leben noch einmal beginnen, Migrant mit der Chance des Ausgesetztseins – jahrelang Gastprofessor in Houston, Texas. In dieser Zeit stellten sich für ihn die Weichen: Er verlegte sich auf das Gedichteschreiben, und daraus folgte alles weitere.

Die nächsten zwanzig Jahre verbringt er in Frankreich, gerät in Verbindung mit klassischen Vertretern der polnischen Emigration wie Józef Czapski und Jerzy Giedroyc um die Zeitschrift *Kultura*, er erlernt das Einmaleins des Widerstands gegen die Segnungen des Sowjet-Marxismus. Sein Hauptwerk entstand im Schatten des Kalten Krieges. Es sind Romane darunter, Essaybände, Tagebücher und Notizsammlungen, vor allem aber Gedichtbände, von denen manches uns in deutscher Auswahl zur Verfügung steht. Man muß ihn als Dichter lesen, da erkennt man ihn. Da trifft man einen, der den Versuch unternahm, einen Überblick zu gewinnen, als versprengter Einzelner, über die massenkulturell wirksamen Ideologien (Nationalismus, Faschismus, Stalinismus) und die im Widerstand scheiternde christliche Religion. Sein Rückzug ins Gedicht aber war in Wahrheit ein Vorstoß. Der Wiedergewinn einer Welt jenseits der Literatur und aller florierenden Theorien. Dichtung ist zugleich da und nicht da, sie ist nie selbstverständlich. In weiten Teilen der Gesellschaft geht

sie nur als Schatten umher, sie ist das schlechte Gewissen der Literatur, die in jederlei Schriftform in Massenauflagen gedeiht.

Adam Zagajewski aber war kein Dichter der Bitterkeit. Sein Grundton war die wohltemperierte Melancholie. Was in den meisten seiner Gedichte den Rhythmus bestimmt, als Zeilenanordnung den Atem reguliert, läßt sich am ehesten in musikalischer Vortragsbezeichnung fassen. Die Spannweite reicht von: *divoto* (andächtig, ergeben), *animato* (beseelt) bis zu *largo* (langsam und breit). Die Gedichte sind selten kurz, niemals übertrieben leidenschaftlich (*passionato*), immer hält eine Solostimme den Ton (*ostinato*) und immer bestimmt sie den Verlauf. Charakteristisch ist ein gewisser Nachhall (als hielte der Pianist die Pedale gedrückt), der aufhorchen ließ und dazu führte, daß man diese Gedichte wiederlesen wollte und dann wieder und wieder.

Ein feinsinniger Zeitgenosse war dieser Adam Zagajewski, ein Träumer, der den Blick lange halten konnte, und hellwach als Gesprächspartner, der seine Ansichten wie aus Pistolen schoß. So habe ich ihn erlebt – und finde es ungerecht, daß die Chance, ihn wiederzusehen nun vertan ist. Der Tod eines Menschen ist etwas, mit dem die Lebenden sich nie abfinden sollten. Hier war einer, den Sie gern begrüßt hätten in diesem Kreis. Er wird uns fehlen, das sage ich Ihnen, auch wenn die meisten von Ihnen ihn leider persönlich nie kennenlernen konnten.

Daß er selbst die Situation, in der wir nun sind, vorwegnahm, ist nur eine der vielen Pointen in seinem Werk. Eins der Gedichte aus seinem letzten Band *Asymmetrie* (der nun als Spätwerk dasteht) geht so. Achten sie einmal auf den weitausholenden, argumentierenden Satzbau, die zärtlichen Parenthesen.

## DER TAG

»Der Tag, da die Nachricht kommt,  
ein uns naher Mensch sei gestorben, ein Freund oder jemand, den  
wir nicht kannten, aber von weitem bewunderten  
– der erste Moment, die ersten Stunden: Er oder sie ist tot,  
das scheint sicher, unausweichlich, vielleicht sogar  
bewiesen, wir vertrauen (ungern) der Person, die uns am Telefon  
informiert, verzweifelt, vielleicht auch dem gleichgültigen Spre-  
cher  
eines Radiosenders, doch wir können es nicht glauben,  
um nichts in der Welt können wir es akzeptieren,  
denn er ist noch nicht tot (für uns), ist keineswegs tot,  
es gibt ihn (sie) nicht mehr, aber er ist noch nicht verschwunden  
für immer, im Gegenteil, er ist, so scheint es, am stärksten  
Punkt seiner Existenz, er wächst noch,  
obwohl er verstummt ist, er triumphiert noch,  
obwohl er verloren hat, verloren den Kampf – wogegen?  
Gegen die Zeit? Gegen den Körper? Aber nein, er hat gesiegt,  
hat die Erfüllung erreicht, die größtmögliche Erfüllung,  
er ist so erfüllt, so groß, herrlich, daß er keinen Platz hat  
im Leben, er sprengt die mürben Gefäße des Lebens,  
er überragt die Lebenden, als wäre er aus einem anderen  
Material gemacht, aus der härtesten Bronze,  
und zugleich beginnen wir zu ahnen,  
fürchten wir, können uns denken, wissen wir,  
daß gleich die Stille kommt,  
das hilflose Weinen.«

Adam Zagajewski (2014)

Durs Grünbein, Mai 2021